

SCHERBEN

Leo Feijten

SCHERBEN

Die wahre Geschichte eines deutsch-jüdischen
Flüchtlingskindes aus Erwitte im Zweiten Weltkrieg

2026

Bücher, die etwas mit dir machen...

Umschlagfoto aufgenommen auf dem Heidekamp und im Museum „Bergen en Behouden“, Fliegerhorst Deelen bei Arnheim, Holland. Der Autor hat alle Anstrengungen unternommen, die Rechteinhaber der Abbildungen zu ermitteln. Sollten dennoch Personen der Ansicht sein, Rechte an einer Abbildung geltend machen zu können, werden sie gebeten, Kontakt mit dem Autor aufzunehmen.
Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieser Veröffentlichung darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Autors vervielfältigt, in einem automatisierten Datenverarbeitungssystem gespeichert oder in irgendeiner Form oder auf irgendeine Weise öffentlich zugänglich gemacht werden, sei es elektronisch, mechanisch, durch Fotokopieren, Tonaufnahmen oder auf andere Weise.

© 2026 Leo Feijten

Titelbild: © Leo Feijten

Gestaltung: Leo Feijten

Autorenfoto: © Leo Feijten

1e Redaktion: Drs. Hans Feijten

2e Redaktion: Drs. Elza Heijmeriks

Druck: Bookmundo.de

ISBN: 9789403861128

*„Als Kind im Krieg habe ich es nicht verstanden.
Jetzt bin ich älter und kann mit all meiner Lebenserfahrung
sagen, dass ich es noch weniger verstehe.“*



Die einstige Glasplatte von drei mal zwei Metern, bewahrt im Museum „Bergen en Behouden“ am ehemaligen Fliegerhorst Deelen nahe Arnheim. Zerbrochen liegt sie da, die Oberfläche, in die einst die Karte Westeuropas geätzt war. Was geblieben ist, sind tausende schimmernde Splitter – ein fragiles Mosaik aus Licht und Bruch, das von Vergänglichkeit erzählt und von einer Geschichte, die sich nicht unversehrt bewahren ließ.



Juli 1941. Martha, Horst und Roosje – bewahrt in der privaten Sammlung von Martha Mozes.

Hinweis zur Schreibweise

In diesem Buch erscheinen die Begriffe „Jude“, „jüdisch“ und „Juden“ teils mit großem, teils mit kleinem Anfangsbuchstaben. Die amtliche Rechtschreibung sieht vor, dass eine Großschreibung verwendet wird, wenn auf das jüdische Volk Bezug genommen wird, und eine Kleinschreibung, wenn die jüdische Religion gemeint ist.

Mir ist bewusst, dass diese Unterscheidung verwirrend sein kann. Dennoch habe ich mich entschieden, der amtlichen Schreibweise weitgehend zu folgen.

In Fällen, in denen nicht eindeutig erkennbar ist, ob sich der Begriff auf das jüdische Volk, die jüdische Religion oder – wie häufig – auf beides zugleich bezieht, habe ich mich bewusst für die Großschreibung entschieden.

Der Autor



Prolog

Es ist nun schon einige Jahre her, dass meine Freunde Marco Houtgraaf, Pim Roovers, Edwin van Brakel und ich gemeinsam mit mehreren Mitarbeitern mit der Restaurierung einer aus Tausenden von Fragmenten bestehenden Glasplatte begannen. Die Arbeiten fanden im Museum „Bergen en Behouden“ statt, nahe dem ehemaligen Fliegerhorst Deelen bei Arnheim.

Das Museum ist aus dem Interesse meiner beiden Söhne, Eric und Remco, sowie einiger Freunde entstanden. Bereits in jungen Jahren begeisterten sie sich für die Ereignisse rund um Arnheim während des Zweiten Weltkriegs und begannen, immer mehr Zeugnisse aus jener Zeit zu sammeln.

Die Glasplatte diente der Luftwaffe dazu, die Flugbewegungen ihrer Nachtjäger sowie der alliierten Bomber festzuhalten. Bei einem meiner regelmäßigen Besuche als Mitarbeiter des Museums fiel mein Blick auf einen Müllsack, der in einer dunklen Ecke des Dachbodens abgestellt war. Darin fand ich Hunderte von Glassplittern – Überreste früherer Untersuchungen im Umfeld des Flugfeldes.

Mit etwas Geduld und räumlichem Vorstellungsvermögen gelang es, einzelne Fragmente wieder zusammenzufügen. Der Vorstand des Museums erteilte mir die Erlaubnis, das Puzzle weiterzuführen, wobei sich bald zeigte, dass ein erheblicher Teil der Platte fehlte.

Nach Rücksprache erhielten wir die Genehmigung der Behörden, an der Fundstelle eine erneute Untersuchung durchzuführen. Die Reste der ursprünglichen Platte – in die eine Karte Westeuropas in das Glas geätzt war – wurden von einer Gruppe von Museumsmitarbeitern unter meiner Leitung in der Nähe des ehemaligen Lagergeländes beim heutigen Fliegerhorst in Tausenden von Scherben und Splittern im Erdreich wiedergefunden.

Es entstand ein gewaltiges Puzzle von zwei mal drei Metern, dem wir an jedem Dienstagabend Stück für Stück näherkamen. Während dieser geduldigen Arbeit musste ich immer häufiger an Martha denken, eine bereits ältere jüdische Frau, die ich während meiner Tätigkeit als psychosozialer Therapeut kennengelernt hatte. Eine warmherzige, freundliche Frau. Die unzähligen Glassplitter riefen unweigerlich Erinnerungen an die Reichspogromnacht hervor, die für Martha — und für den unbekannten Jungen, von dem sie mir erzählt hatte – eine tiefgreifende und erschütternde Erfahrung gewesen sein muss.

Ich erinnere mich noch gut an jenen einen Tag bei meiner Arbeit. Martha hatte ein Foto aus dem Jahr 1941 mitgebracht. Darauf war sie zu sehen, gemeinsam mit Roosje, ihrer jüngeren Schwester, und zwischen ihnen ein kleiner Junge mit einem scheuen Lächeln.

„Wer ist das, Martha?“, frage ich sie, doch sie weiß es nicht. Ich bitte sie, in diese Zeit zurückzugehen. Ruhig setzt sie sich hin und denkt nach.

„Ich glaube, er hieß Hans ...“, beginnt sie zögernd. „Unsere Familie lebte damals in Tilburg. Meine Eltern nahmen ihn zu Beginn des Krieges bei sich auf, aber mehr weiß ich nicht mehr.“

PROLOG

Eine Woche vor ihrem Tod brachte Martha mir ein Abschiedsgeschenk aus Glas mit. Auf dem Weg zu meinem Gesprächsraum glitt es ihr unglücklich aus den Händen und zerbrach in unzählige Scherben. Zum Glück war es in Geschenkpapier verpackt, und so habe ich es auch belassen. Ein solches Geschenk möchte und werde ich niemals auspacken. Was einmal zerbrochen ist, lässt sich nicht mehr kitten.

Marthas Geschichte – und vor allem der geheimnisvolle Junge – ließ mich nicht mehr los. Zum ersten Mal in ihrem Leben konnte Map, wie sie früher genannt wurde, ihre Geschichte erzählen. Hunderttausende von Geschichten wurden nie aufgeschrieben und nie ausgesprochen. Diese Geschichte sollte bewahrt bleiben. Nach ihrem Tod führte ich noch viele Gespräche mit ihrem Mann. „Willst du ihre Geschichte aufschreiben?“, fragte er mich.

Es ist, als sähe ich sie noch einmal vor mir, dort, auf dem Stuhl mir gegenüber. So viele Bilder, so viele Erinnerungen ...

Einige Jahre nach ihrem Tod im Jahr 1997 begann ich mit der Suche nach ihrer Vergangenheit. Ich besuchte Archive und knüpfte Kontakte unter anderem in Tilburg, Vught, Erwitte, Lippstadt, Eindhoven, Amsterdam, Bergen aan Zee und Arnheim. Meine Erkenntnisse sind in diesem Dokument festgehalten. Soweit wie möglich habe ich versucht, auf der Grundlage von Notizen und Interviews ein möglichst unverfälschtes Bild der Ereignisse zu zeichnen.

Als Schriftsteller habe ich mir die Freiheit genommen, die Lücken zwischen den Erzählungen aus meiner eigenen Vorstellungskraft und meinem Verständnis heraus zu füllen. Dies schmälert jedoch weder die Wahrheit noch die Intention der Geschichte. Auf einigen Seiten sind wortgetreue Texte – einschließlich sprachlicher Fehler – aus originalen Briefen und Mitteilungen wiedergegeben. Wo erforderlich, wurden Namen geändert. Niemals war es meine Absicht, irgendjemanden zu verletzen. Abschließend möchte ich offen sagen, dass meine Kenntnisse der deutschen Sprache nicht ausreichen. Deshalb habe ich mir bei der Übersetzung vom Niederländischen ins Deutsche Hilfe geholt. Das kann bedeuten, dass Sie als Leser hier und da auf Formulierungen stoßen, die nicht immer ganz fehlerfrei sind. Dennoch wollte ich Ihnen dieses Stück Geschichte unbedingt erzählen – im Namen von Horst, Roosje und Martha.

Leo Feijten
Arnheim, Frühjahr 2026



ERWITTE, 1935

Erwitte, Deutschland

Es ist Mittwoch, der 13. Juli 1932. In Erwitte, einer kleinen Stadt südlich von Lippstadt, nimmt das alltägliche Leben wieder seinen Lauf. Die Geschäfte öffnen ihre Türen, Stimmen erfüllen die Straßen.

Doch im Haus von Walter Eichenwald am Hellweg, an der Ecke der Bergerstraße, ist etwas anderes zu hören: das leise, gedämpfte Stöhnen seiner neunundzwanzigjährigen Frau Lenie. Die Geburt ihres ersten Kindes kündigt sich an.

Walter, sonst ein besonnener und ruhiger Mann, ist unruhig. Zur Sicherheit hat er das Schild „Geschlossen“ an der Ladtür angebracht. Es fühlt sich seltsam an, mitten am Tag, doch heute ist nichts gewöhnlich.

„Soll ich die Hebamme holen?“, fragt er und bemüht sich, ruhig zu klingen. Die Hebamme ist nicht jüdischer Herkunft, doch das spielt für sie keine Rolle.

Walters Vater, Hartwig Eichenwald, war in Erwitte geboren und aufgewachsen. Er war kein orthodoxer Jude, ebenso wenig wie seine Frau Regina. In jenen Jahren zählte die Stadt etwa einhundertfünfzehn jüdische Einwohner.

Walter war fünfzehn Jahre alt, als sein Vater im Alter von achtundvierzig Jahren starb. Er wurde auf dem jüdischen Friedhof von Erwitte beigesetzt, am Ende des Großen Krieges. Auf seinem Grabstein steht eingraviert:

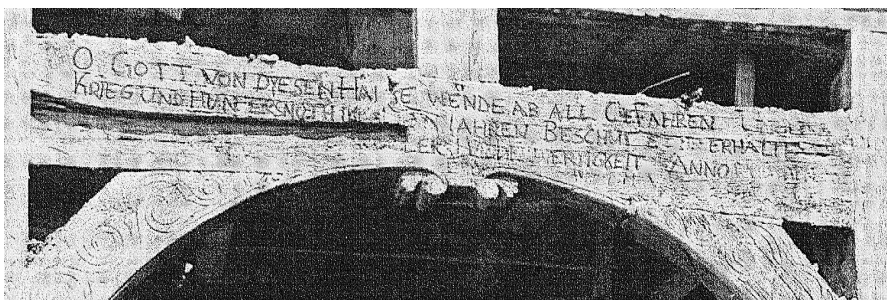
Infolge von Kriegstrapazen gestorben.

„Dein Vater ist ein Held“, hatte der Rabbiner damals zu Walter gesagt. Seitdem blickte man in Erwitte anders auf ihn: mit Respekt, aber auch mit Mitgefühl. Auch sein fünf Jahre jüngerer Bruder Ernst wurde in der Schule nicht länger gehänselt. Während Walter nun an der Seite seiner Frau steht und wartet, schweiften seine Gedanken unwillkürlich zu seinem Vater Hartwig — jetzt, da er selbst im Begriff ist, Vater zu werden.

Um das Jahr 1900 hatte Hartwig das Kolonialwarengeschäft von der jüdischen Witwe Johanna Elsbach übernommen. Ihre Familie lebte bereits seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts in Erwitte und war ein fester Bestandteil des örtlichen Lebens.

Die Familie besitzt unter anderem 47,5 Morgen Land, dessen Holzschlag eine willkommene Ergänzung zum Einkommen darstellt. Nach dem Tod von Johannas Ehemann Josef gerät das Geschäft jedoch mehr und mehr in Verfall. Josef stirbt im Alter von nur fünfundvierzig Jahren; einen Monat zuvor ist bereits sein Vater, Isaac Elsbach, verstorben. Paula Elsbach, Johannas Tochter, ist zu diesem Zeitpunkt erst sechs Jahre alt. Johanna vermag den Verlust ihres Mannes nur schwer zu überwinden. Der Handel liegt ihr nicht. Das Schleppen der schweren Stoffballen und das Hacken von Brennholz für den Verkauf überfordern sie körperlich. Gemeinsam mit ihrer Tochter Paula fasst sie den Entschluss, sich zurückzuziehen und das Geschäft an Hartwig Eichenwald zu verkaufen, der ihr im Laufe der Jahre immer wieder helfend zur Seite gestanden hat. Nach der Volksschule besucht Paula die Höhere Töchterschule in Lippstadt, doch sie beendet ihre Ausbildung nicht. Zu Ostern 1895 verlassen Mutter und Tochter Erwitte unerwartet. Wohin sie gegangen sind, weiß nicht einmal Hartwig.

Hartwig und seine zwei Jahre jüngere Ehefrau Regina beziehen das Wohn- und Geschäftshaus an der Hellweg. In die verwitterten Balken des Fachwerkhauses ist eine Inschrift ins Holz gemeißelt:



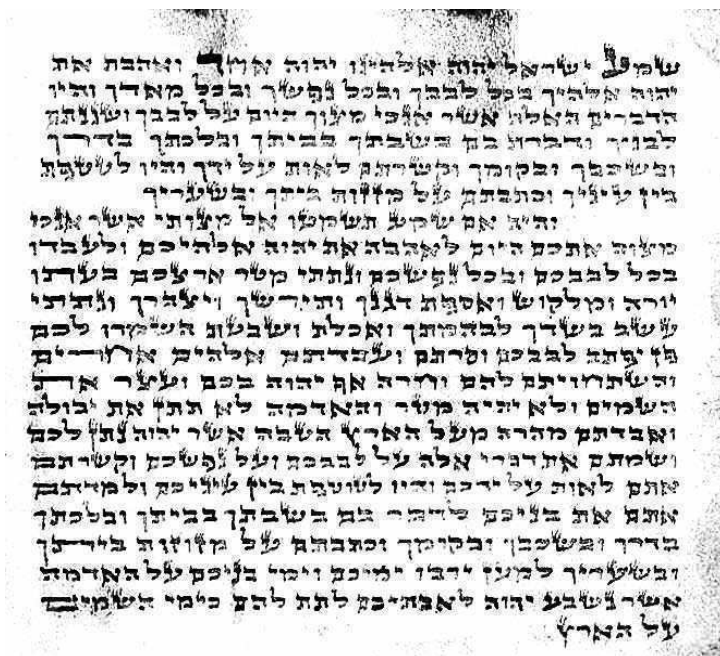
‘O GOTT VON DYSEN HAUSE WENDE AB ALLE GEFAHREN, KRIEG UND HUNGERSNOTH
ARHER: BESCHUT ES UND ERHALTE ... ERTIGKEIT ANNO 1745’

Einige Buchstaben sind im vom Holzwurm zerfressenen Holz verloren gegangen. Hartwig bringt eine Mesusa mit einem Text aus der Tora am Türpfosten neben dem Eingang an. Mit unermüdlichem Fleiß bemüht er sich, dem Geschäft neues Leben einzuhauchen.

Dann stirbt sein Vater, Callmann Eichenwald, im Alter von siebenundsiebzig Jahren. Walter ist noch zu jung, um die Bedeutung dieses Verlustes zu begreifen. Für Vater Hartwig ist es von großer Wichtigkeit, dass Walter und sein zweiter Sohn Ernst im jüdischen Glauben unterwiesen werden.



1939. Ecke Hellweg / Bergerstraße. Links das Haus der Eichenwalds.
Quelle: Stadtarchiv Erwitte.



Mesusa aus dem ehemaligen Haus der Familie Eichenwald.
(Deuteronomium 6,4-9; 11,13-21)
Quelle: Stadtarchiv Erwitte.

Deshalb besuchen die beiden Jungen ab 1910 zweimal wöchentlich den Unterricht bei Frau Mergentheimer, bei der sie lernen, die Heilige Tora zu lesen. Sie ist streng in der Auslegung und verlangt, dass die Jungen – so jung sie auch sind – Teile der Tora auswendig beherrschen. Walter folgt dem Unterricht stets mit großer Widerwilligkeit.

Schon in jungen Jahren hilft er seinem Vater im Laden an der Ecke Hellweg–Bergerstraße. Mit dem Handwagen bringt er Bestellungen aus und hackt hinter dem Geschäft auf dem kleinen Hof Brennholz, das anschließend abgewogen und zu Bündeln geschnürt wird. Er tut dies gern, und auch sein Bruder Ernst hilft mit. Doch Ernst ist, entgegen dem Ernst seines Namens, verspielt und zimmert lieber aus Brettern eine Hütte oder ein kleines Wägelchen.

Walter hofft, später selbst einmal ein Geschäft eröffnen zu können.

Noch ahnt er nicht, dass er bereits mit fünfzehn Jahren einen Großteil der Verantwortung für den Laden tragen muss, nachdem sein Vater ums Leben gekommen ist. Das bedeutet: kein weiterer Schulbesuch, sondern lange Tage im Geschäft, gemeinsam mit seiner Mutter. Sie verkauft Stoffe für Kleidung und Vorhänge, Kaffee, Tee und Kräuter, während Walter weiterhin die Bestellungen ausliefert. Regelmäßig geht er auch in den Wald, um Holz zu sägen und zu hacken. Sein jüngerer Bruder Ernst besucht zwar noch die Schule, muss aber nachmittags ebenfalls mithelfen. Zeit zum Spielen bleibt kaum noch.

Der Laden wirft gerade genug ab, um Zinsen und Pacht bezahlen zu können. Mutter Regina ist eine geschickte Frau und bessert häufig Kleidung für die Kundschaft aus, sodass wenigstens ein wenig Geld für kleine Extras bleibt. Durch Walters Höflichkeit und die Schnelligkeit, mit der er die Bestellungen erledigt, gelingt es ihm gemeinsam mit seiner Mutter und seinem Bruder, neue Kunden zu gewinnen. Ihre Bescheidenheit wirkt verbindend, und die Wertschätzung für die vaterlose Familie wächst. Walter entwickelt sich zunehmend zu einem ruhigen, freundlichen jungen Mann, der stets einen kleinen Witz oder eine Süßigkeit für die Kinder des Dorfes bereithält.

Am Sabbat geht er mit seiner Mutter und Ernst in die Synagoge. Zeit zum Müßiggang oder für Gespräche im benachbarten Café Kessing gibt es nicht. Jeden Morgen stehen sie früh auf, bereiten die Bestellungen des Vorabends vor, laden alles auf den Handwagen und ziehen anschließend durch das Dorf, um die Waren auszuliefern.

Er hat sich ein praktisches System für die Bestellungen ausgedacht. Kunden, die etwas bestellen möchten, stellen ein kleines Pappschild mit einem darauf gezeichneten „E“ für Eichenwald hinter ihr Fenster. Überall dort, wo ein solches Zeichen zu sehen ist, klopft Walter an, nimmt die Bestellungen entgegen und liefert sie am folgenden Tag wieder aus. Selbstverständlich gibt es auch Eilaufträge, die noch vor fünf Uhr nachmittags zugestellt werden müssen.

Für den jungen Walter ist diese Arbeit bisweilen eintönig, doch er hofft, auf diese Weise Geld zurücklegen zu können, um eines Tages nach Amerika auszuwandern. In den seltenen Momenten, in denen ihm ein wenig Zeit bleibt, verliert er sich in Tagträumen über eine Zukunft in jenem fernen Land der Cowboys und Indianer. Doch immer wieder ruft die Arbeit ihn zurück. Es wird Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Für Mädchen bleibt keine Zeit. Nur hin und wieder fährt Walter mit ein paar Freunden nach Lippstadt oder verbringt einen Kegelabend im Café Kessing, gegenüber seinem Elternhaus an der Bergerstraß. In Lippstadt ist alles so anders als im kleinen Erwitte.



Archiv: Leo Feijten

Frühjahr 1931

Walter ist inzwischen achtundzwanzig Jahre alt, als er an einem Morgen erneut seine Runde macht und an das Wohnhaus in der Hellweg Nummer 50 klopft, direkt neben der Synagoge.

Am Fenster hängt das Schild mit dem „E“. Er klopft ein zweites Mal. Kein Geräusch, keine Bewegung. Er geht um das Haus herum und bemerkt, dass die Tür der Synagoge einen Spalt offensteht. Ehrfürchtig drückt er sie weiter auf. Der Raum atmet Kühle und Stille. Im Mittelgang kniet eine junge Frau, ganz in ihre Arbeit vertieft, und wischt mit gleichmäßigen Bewegungen den steinernen Boden.

Sie bemerkt nicht, dass Walter eingetreten ist. Er bleibt stehen. Ein unerwartetes Zögern durchfährt ihn, als hätte er eine Grenze überschritten, die er nicht hätte überschreiten dürfen. Das leise Schaben des Wischlappens auf dem Stein erfüllt den Raum. Er atmet vorsichtig, aus Angst, den Augenblick zu stören.

Nach einigen Sekunden räuspert er sich leise. Die junge Frau schreckt auf, dreht sich abrupt um und stößt einen kurzen Schrei aus. Mit einer schnellen Bewegung kommt sie auf die Füße. Ihr Atem geht hastig. Sie wischt sich die Hände an ihrer hellblauen Kittelschürze ab. Walter entschuldigt sich sofort und macht eine kleine, beinahe unbeholfene Verbeugung. Seine Stimme will ihm zunächst nicht gehorchen.

Und dann sieht er sie richtig.

Vor ihm steht das schönste Wesen, das er je erblickt hat. Ein rotes Kopftuch umrahmt ihr dunkles, welliges Haar. Darunter blicken ihn zwei warme, braune Augen an – forschend, doch ohne Misstrauen. Ihre Augenbrauen ziehen sich in sanften Bögen, ihr Mund ist fein geschnitten, und als sie vorsichtig lächelt, blitzen ihre hellen Zähne auf. In ihren Wangen erscheinen kleine Grübchen, als hätten sie dort immer schon gewartet. Um ihren schlanken Körper trägt sie eine viel zu weite, hellblaue Schürze, die ihren Bewegungen etwas Mädchenhaftes verleiht. An ihren Füßen stecken einfache Holzpantinen, noch feucht vom Wischwasser.

„Fräulein ...“, bringt Walter kaum hörbar hervor.

Ihre Blicke begegnen sich und verharren. Die Stille zwischen ihnen wird greifbar. Es ist, als würde die Luft dichter, als hielte selbst der Raum den Atem an. Sekunden vergehen – Sekunden, die sich zu etwas Zeitlosem dehnen.

Walter spürt, wie die Wärme langsam von seiner Brust in sein Gesicht steigt. Seine Wangen röten sich. Er weiß, dass er gehen sollte, einen Schritt zurücktreten müsste, doch sein Körper verweigert den Gehorsam. Seine Füße scheinen am Boden festgenagelt. Dann lächelt sie. Nicht aus Höflichkeit, nicht aus Verlegenheit, sondern offen und selbstverständlich. Ein Lächeln, das ihn unvermittelt trifft, als erkenne sie ihn, ohne ihn zu kennen. In diesem Moment weiß Walter, ohne zu verstehen warum, dass sich dieses Bild unauslöschlich in ihm festsetzen wird. Ein leichtes Beben durchläuft seinen Körper, als sie einen Schritt auf ihn zutritt. Er nimmt den frischen Duft von Wasser und Seife wahr. Sein Herz schlägt hörbar in seiner Brust.

„Ich heiße Walter“, sagt er hastig, als fürchte er, die Stille könne sonst erneut Besitz von ihnen ergreifen. „Walter Eichenwald. Ist nebenan niemand zu Hause? Ich habe angeklopft, aber es wurde nicht geöffnet. Ich bin gekommen, um die Bestellungen aufzunehmen.“

„Helene Simon“, antwortet sie leise. Ihre Stimme ist warm, ruhig, und sie neigt leicht den Kopf. „Ich habe schon von Ihnen gehört.“ Sie sieht ihn noch einen Moment lang an, länger als nötig, als überlege sie etwas.

„Die Familie ist heute Morgen nach Lippstadt gefahren, um Einkäufe zu erledigen“, fährt sie fort. „Aber wenn Sie mir folgen, Herr Eichenwald, werde ich Ihnen die Bestellungen zeigen.“

Und während sie sich umdreht und ihm vorangeht, wird Walter bewusst, dass er ihr ohne Zögern folgt – nicht wegen der Bestellungen, sondern weil er spürt, dass er, ohne es zu wissen, einen anderen Weg eingeschlagen hat.

„Gut, Walter. Dann bin ich von jetzt an Lenie.“
Walter erschrickt einen Moment. So schnell? In diesen Worten liegt etwas Vertrautes, beinahe Selbstverständliches. Noch bevor er begreifen kann, was das mit ihm macht, folgt er ihr – leichtfüßig, mit einem Lächeln, das sich nicht von ihrem Gesicht lösen will – in das Haus der Familie. „Ich bin nur ein paar Tage hier zu Gast“, sagt sie, während sie ihm die Tür aufhält, „aber am Samstag fahre ich zu meiner Schwester Selma nach Holland. Sie lebt mit ihrem Mann in Arnheim. Gleich hinter der Grenze.“

„Arnheim ...“, wiederholt Walter leise, mehr zu sich selbst als zu ihr. Lenie betritt das Haus, und er folgt ihr. Sie bleibt kurz stehen, als spüre sie, dass er ihr zu nahe kommt, und blickt flüchtig zurück. Ihre Blicke begegnen sich erneut. Sie lächelt. Walter wendet den Blick hastig ab.

„Nehmen Sie doch Platz“, sagt sie und deutet mit der Hand auf den Küchentisch. „Dann können wir die Bestellungen durchgehen.“

Walter setzt sich und legt seine Mütze neben sich. Seine Hände fühlen sich plötzlich ungeschickt an, zu groß. Was ist nur mit mir los? Er kann den Blick kaum von ihr abwenden. Jede ihrer Bewegungen zieht seine Aufmerksamkeit auf sich.

„Kaffee? Oder Tee?“

„Äh ... Tee. Nein – Kaffee, bitte.“

Sie lacht leise.

„Milch? Zucker?“

„Beides. Nein – nur Milch.“

„Das habe ich mir gedacht“, sagt sie leicht, während sie sich umdreht.

Wenig später stellt sie ihm eine dampfende Tasse Kaffee auf den Tisch. Ihre Finger streifen ganz kurz die seinen, als er die Tasse entgegennimmt. Es ist nur eine flüchtige Berührung, kaum der Rede wert – und doch spürt Walter sie bis tief in der Brust. Er rührt im Kaffee, zu lange, zu hastig.

Währenddessen erzählt Lenie von Oeventrop, von ihrer Familie, von kleinen, belanglosen Dingen. Ihre Stimme klingt warm, vertraut, als kenne er sie schon seit Langem. Walter nickt hin und wieder, hört sich selbst antworten, ohne wirklich zu wissen, was er sagt.

Er schreckt auf, als er einen Schluck nimmt. Der Kaffee ist heiß; seine Hände zittern leicht. Ruhig, ermahnt er sich. Köstlich – mit Milch und ... Zucker? Er lächelt über seine eigene Zerstreuung.

„Man hat mir erzählt, dass Sie auch Stoffe im Laden verkaufen“, sagt Lenie.

„Dürfte ich heute Nachmittag einmal vorbeikommen und schauen?“

„Ja, natürlich“, antwortet Walter ein wenig zu hastig. Dann fasst er sich. „Ich werde da sein. Wir haben gerade neue Stoffe bekommen – von außergewöhnlich guter Qualität. Und falls ich wider Erwarten nicht da sein sollte, kann meine Mutter Ihnen alles zeigen.“

„Das würde mich freuen“, sagt sie und sieht ihn an. Etwas in ihrem Blick verweilt einen Augenblick länger, als nötig wäre.

Die Spannung in seinem Körper beginnt langsam nachzulassen. Er erzählt von seiner Arbeit, von seiner Mutter, von seinem Bruder Ernst. Seine Stimme klingt ruhiger. Er nippt an seinem Kaffee – nicht zu schnell. Dann bleibt dieser Moment noch ein wenig bestehen.

„Noch eine Tasse?“ fragt Lenie.

Sehr gern, denkt Walter. Um hier sitzen zu bleiben. Um ihr noch ein wenig zuzuhören. Um sie sich durch diese Küche bewegen zu sehen.

Doch er schüttelt den Kopf und sagt, fast widerstrebend:

„Nein, danke ... Lenie.“

„Ich muss noch weitere Adressen abgehen“, sagt er hastig. Er steht auf und geht zur Tür. Lieber keinen Handschlag, denkt er, sonst merkt sie vielleicht, wie nervös ich bin.

Auch Lenie ist aufgestanden und begleitet ihn zur Tür.

„Bis heute Nachmittag“, sagt sie – wieder mit diesem Lächeln. Dann nimmt sie seine Hand. „Dann gehen wir heute Nachmittag die Bestellungen gemeinsam durch!“

Die Bestellungen ... wie furchtbar, schießt es Walter durch den Kopf. Völlig durcheinander. Und während er sie ansieht, bricht sie in ein helles, perlendes Lachen aus.

Als Walter wieder draußen steht, scheint alles verwandelt. Der Himmel ist blauer, die Sonne wärmer, die Blumen farbenprächtiger, als er es je in Erinnerung hatte. Die Welt um ihn herum scheint erfüllt von tausenden fröhlich singenden Vögeln. Er weiß nicht, wie schnell er die restlichen Bestellungen erledigen soll. Mit ungewohnter Eile setzt er seine Runde fort und eilt, sobald er fertig ist, nach Hause. Achtlos stellt er den Handwagen hinter dem Haus ab und stürmt, noch von Aufregung erfüllt, in den Laden. Ohne ein Wort zu sagen, geht er direkt auf seine Mutter zu und dreht, zu ihrer Verwunderung, einen kleinen Tanz mit ihr durch den Laden. „Mama, Mama, ich ... was soll ich nur tun, ich bin so glücklich!“, ruft er außer sich. „Ich habe sie getroffen – so schön, so lieb!“

„Beruhige dich doch erst einmal, Junge!“, sagt sie lachend. „Wovon redest du überhaupt? Was ist denn geschehen?“

„In der Synagoge, Mama – so schön, so ... so ... na ja, Mama, bin ich verliebt?“ Seine Mutter lacht und nimmt ihn mit in die Wohnküche.

„So, jetzt setzt du dich erst einmal hin und erzählst mir ganz in Ruhe, was eigentlich los ist“, sagt sie und schiebt ihm einen Stuhl zu. „Und trink zuerst ein Glas Wasser. Du bist ja völlig durcheinander, wie mir scheint.“

Sie schüttelt schmunzelnd den Kopf.

„Walter, Walter, beruhige dich doch. Mit dir lässt sich ja im Moment wirklich kein vernünftiger Faden spinnen.“

Walter stößt einen tiefen Seufzer aus und erzählt seiner Mutter von der Begegnung in der Synagoge: von Lenie, dem Kaffee, der Bestellung – und vor allem von diesen Augen, diesem Lächeln. Seine Mutter hört schweigend zu, ein mildes Lächeln um die Lippen, während sie sich ein Bild von jener Frau zu machen versucht, die, so Walter, etwas Wunderbares an sich hat.

Es ist inzwischen drei Uhr am Nachmittag. Walter ist eifrig damit beschäftigt, die Bestellungen zu erledigen. Hin und wieder klingelt die Ladenglocke, und jedes Mal wandert sein Blick zur Tür, doch Lenie erscheint nicht. Er tritt nach draußen und schaut in Richtung der Synagoge. Niemand.

Keine Lenie.

Er kehrt zurück und geht ins Lager. Dort bleibt er abrupt stehen.

Sie steht vor ihm.

„Kommen Sie herein“, sagt er sichtlich überrascht. „Kommen Sie herein und nehmen Sie Platz.“

„Aber Walter, ich komme doch nur wegen der Bestellung und des Stoffes.“ „Ja, ja“, sagt er hastig. „Ich rufe gleich meine Mutter. Sie ist oben. Er zögert einen Moment, sucht nach Worten.

„Lenie ... wann wirst du denn auch schon wieder nach Holland?“

„Am Samstag. Warum?“

„Lenie, äh ... aber dann ist doch Sabbat. Bleib noch einen Tag, danach bringe ich dich nach Lippstadt. Am Sabbat zu reisen ist nicht richtig — oder hältst du es damit nicht so? Du bist doch auch jüdisch, nehme ich an?“

„Ja, aber nicht wirklich praktizierend. Ich kann die Familie fragen, ob ich noch einen Tag länger bleiben darf“, sagt sie mit ihrem bezaubernden Lächeln. Walters Herz macht einen kleinen Freudensprung. In ihrem langen Rock und der Spitzenbluse wirkt sie noch schöner. Ihr langes Haar hat sie zu einem Knoten zusammengesteckt, und während sie spricht, bewegen sich ihre anmutigen Hände. Hände und Finger umrahmen jedes ihrer Worte mit einer kleinen Geste. In ihrem Gesicht liegt bei allem eine Ausdruckskraft, wie er sie noch nie gesehen hat. Wenn Walter ihr eine Frage stellt, lässt sie sich Zeit mit der Antwort. Ein leiser Augenblick entsteht zwischen ihnen, als müsse das Gesagte erst in ihr Gestalt annehmen. Dann hebt sie den Blick, und jede ihrer Antworten endet mit jenem vertrauten, sanften Lächeln vom Morgen. Es ist ein Lächeln, das ihn beruhigt — und zugleich berührt.

Sie gehen gemeinsam die Bestellungen durch. Walter hört ihre Stimme, sieht die ruhigen Bewegungen ihrer Hände, und spürt, wie sich etwas Warmes in ihm ausbreitet. Für einen Moment scheint alles andere nebensächlich. Stoffe, Zahlen, der Alltag — sie treten zurück. Als Lenie geht, bleibt dieses Gefühl bei ihm. Eine stille, freudige Gewissheit.

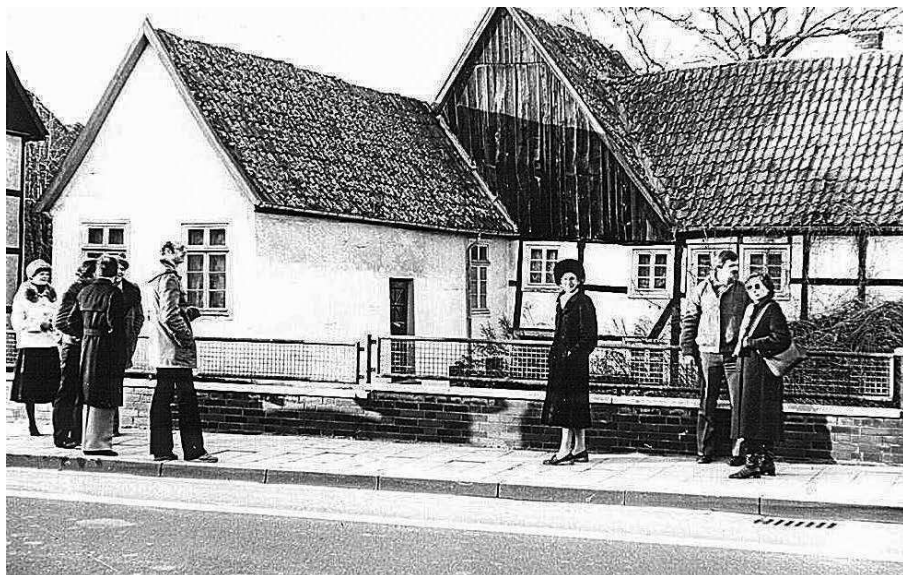
Morgen, denkt er. Morgen werde ich sie wiedersehen.



Oben: Kreuzung Bergerstraße – Adolf-Hitler-Straße, um 1935. Links das Haus der Familie Eichenwald.
Quelle: Stadtarchiv Erwitte

Unten: Die Synagoge in Erwitte. Anfang 1980 protestieren Einwohner Erwittes gegen den geplanten Abriss. Die schwarz gekleidete Frau ist Liesel Mursch-Kessing, das frühere Nachbarsmädchen der Familie Eichenwald.

Quelle: Stadtarchiv Erwitte



Wagt er es schon, sie zu fragen? Den ganzen Nachmittag hat er es in Gedanken geübt:

Gehen wir heute Abend ein wenig... Nein, willst du heute Abend ein Stück mit mir durchs Dorf spazieren?

Nein, das kann er nicht fragen. Was sollte er tun, wenn sie ja sagt? Nein, das geht nicht. Und wenn sie nein sagt?

Nein, es ist zu früh, viel zu früh. Er muss Geduld haben. Es wird schon kommen. Aber wenn sie schon am Samstag abreisen will, dann sieht er sie vielleicht nie wieder.

„Mama! Mama! Kannst du bitte kommen? Da ist eine Kundin wegen der Stoffe!“

Es klingt fast wie ein Hilferuf, und Lenie lacht — zwei kleine Grübchen in den Wangen. Mutter Regina kommt die knarrende Treppe hinunter. Am Tonfall ihres Sohnes und an seiner unsicheren Haltung erkennt sie sofort, dass dies die „Wunderfrau“ sein muss.

Doch sie lässt sich nichts anmerken.

„Guten Tag, Fräulein. Sie möchten Stoffe bestellen? Ich zeige Ihnen gleich ein paar. Wofür sind sie gedacht?“

Dann wendet sie sich an Walter:

„Geh du bitte kurz nach hinten. Dort liegen noch einige nachträgliche Bestellungen. Sie stehen auf der Liste auf dem Arbeitstisch, ja?“

„Aber Mama, das kann doch noch warten!“

„Walter, bitte“, sagt sie ruhig, aber bestimmt. „Es eilt. Die Bestellung der Familie Fischel muss heute Abend noch ausgeliefert werden. Geh jetzt.“ Der Ton, in dem sie es sagt, hat nichts Forderndes an sich. Und doch versteht Walter, ganz ohne weitere Worte, dass es für ihn nun besser ist, sich zurückzuziehen.

Lenie verfolgt alles mit einem leisen, amüsierten Blick und gibt nichts davon preis.

„Was ist nur mit dem Jungen heute?“, beginnt Mutter Regina. „Er kommt herein und dreht mit mir einen kleinen Rundtanz, läuft singend und pfeifend umher und bringt dabei fast alle Bestellungen durcheinander.“